

Egon Spiegel

Friede und Gerechtigkeit im ökumenischen Horizont – neue Herausforderungen an die Religionspädagogik

Bericht vom

X. Deutsch-italienischen Religionspädagogen/-innentreffen

Im Kontext der vielfältigen europäischen Einigungsprozesse kommt den seit 1975 durchgeführten Symposien deutscher und italienischer Religionspädagogen/-innen eine zunehmend grenzüberschreitende Bedeutung zu. Was gegenwärtig Wirklichkeit wird – das institutionelle und gesellschaftliche Zusammenrücken einzelner europäischer Staaten – ist auf religionspädagogischer Hochschulebene eine bereits seit Jahrzehnten geübte Praxis (vgl. auch das ebenfalls regelmäßig stattfindende deutsch-französische Religionspädagogen/-innentreffen). Passend zum Jubiläum der Initiative lautete das diesjährige Veranstaltungsthema: *Friede und Gerechtigkeit im ökumenischen Horizont als eine neue Herausforderung an die Religionspädagogik*. Tagungsort der abwechselnd in Italien und Deutschland stattfindenden Treffen war diesmal das Kloster der Salesianer in Benediktbeuern. Wie immer war der Kreis der insgesamt 30 Teilnehmer/-innen paritätisch besetzt. Die ökumenische Dimension der Friedensthematik arbeiteten in Plenumsvorträgen Prof. Dr. Ralph Sauer (Vechta) und Prof. Dr. Dr. Richard Schlüter (Siegen) heraus, einen sozialphilosophischen bzw. theologischen Zugang zur Aufgabe der Friedenserziehung eröffnete Prof. Dr. Armido Rizzi (Fiesole), religionspädagogische Konsequenzen zog Prof. Dr. Carlo Nanni (Rom).

Die Friedenschancen des Konziliaren Prozesses

Die mit dem Konziliaren Prozeß verbundene Hoffnung und die in ihm zum Ausdruck kommende Dynamik, seine Chancen und seine Grenzen im Hinblick auf eine Friedensbewegung, die unweigerlich mit ökumenischen Fragestellungen und Prozessen verbunden ist, waren Thema des Vortrages von R. Sauer: *Von Vancouver nach Graz. Die Geschichte des konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung*. In seiner resümierenden Einschätzung beklagt Sauer die in Graz (1997) deutlich gewordene Kluft zwischen den Delegierten des Konziliaren Prozesses einerseits und der die eigentliche Arbeit vor Ort leistenden Basis andererseits. Daneben stellt der Vortragende kritisch heraus, daß der Prozeß vornehmlich eine im Grunde westeuropäische Angelegenheit geblieben sei, obgleich (1983/84) ausdrücklich das Thema Gerechtigkeit neben dem des Friedens mit Blick auf die Situationen in den Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas aufgenommen worden war. Positiv verzeichnet er den Einfluß der im Konziliaren Prozeß betonten ökologischen Fragestellungen auf das Themenspektrum der christlichen Soziallehre in den einzelnen Kirchen. „Schmerzlich, wenn nicht gar als skandalös“ ist nach Sauer die Verweigerung der eucharistischen Gastfreundschaft auf der Versammlung in Graz (1997) empfunden worden, zumal die

verschiedenen Treffen dort von einer beachtenswerten spirituellen Dimension geprägt gewesen seien.

Indem Sauer die Geschichte des sog. Konziliaren Prozesses Revue passieren läßt, arbeitet er seine besonderen Akzentsetzungen und Problemfelder heraus. Ein Blick in die Vorgeschichte des Konziliaren Prozesses zeigt, daß sich in ihm die bereits 1938 von Dietrich Bonhoeffer und 1939 von Max Josef Metzger vorgetragene Appelle im Hinblick auf die Durchführung eines ökumenischen Friedenskonzils verdichten und sich die von der 6. Vollversammlung des ÖRK in Vancouver 1983 und von Carl Friedrich von Weizsäcker auf dem Evangelischen Kirchentag in Düsseldorf 1985 ausgehenden Initiativen niederschlagen. Neben zahlreichen Versammlungen und regionalen Treffen hat nicht zuletzt das Friedensgebet der Weltreligionen (1986) zum Konziliaren Prozeß beigetragen. Während der konziliare Prozeß mit der Europäischen Versammlung in Basel 1989 einen ökumenischen und spirituellen Höhepunkt erreicht, gerät er bei weiteren Zusammenkünften in Seoul (1990) und Canberra (1991) in eine durch Ernüchterung und Frustrationen geprägte Krise (ausbleibende Konkretisierungen, ungeklärte Basisbeteiligung, problematische Zusammenarbeit mit der römisch-katholischen Kirche).

Die dem Thema Versöhnung (als einer Gabe Gottes und Quelle des Lebens) gewidmete und von 700 Delegierten und 10.000 nichtamtlichen Teilnehmer/-innen getragene 2. Ökumenische Versammlung in Graz 1997 war geprägt durch einen großen Abstand zwischen einer sich diplomatisch gebenden Hierarchie und einer „buntscheckigen“ Basis im Hinblick auf Fragen der Ökumene. Vor allem in der unterschiedlichen Wertschätzung diakonischer bzw. christozentrisch-/theozentrischer Ansätze wurden massive Konflikte im ökumenischen Gespräch mit den orthodoxen Christen manifest: nachdem lange der Mensch im Mittelpunkt der theologischen Reflexion gestanden habe, ist es aus orthodoxer Sicht an der Zeit, an Gott zu denken. Eine theologische Ausgangsüberlegung für die in diesem Zusammenhang von Sauer geforderte Ausweitung des ökumenischen Dialogs auf die Orthodoxie könnte in der von ihm selbst getroffenen Feststellung vorliegen: „Die im Konziliaren Prozeß Engagierten sind sich bewußt, daß all unserem sozialpolitischen und ökologischen Engagement das Handeln Gottes vorausgeht.“ Gegenüber einer einseitigen Akzentsetzung der Diakonie in Theologie und Pastoral (wie sie von orthodoxer Seite vorgeworfen wird) sieht Sauer in der Verknüpfung von Forschung und Lehre mit der Liturgie eine Chance, in der Religionspädagogik auf einen Dialog mit der Orthodoxie hinzuarbeiten.

Frieden durch Ökumenisches Lernen

Während Sauer „bei nicht wenigen Religionspädagogen“ die Gefahr sieht, daß ihr Blick einseitig auf den interreligiösen Dialog fixiert sei, und er davor warnt, die Kontroversen zwischen den einzelnen christlichen Kirchen zu verdrängen und das Augenmerk zu schnell auf die abrahamitische Ökumene oder sogar auf die Ökumene der Einen Welt und Menschheit zu lenken und

dabei zu vergessen, daß das eine nicht ohne das andere zu haben sei, verweist R. Schlüter in seinem Beitrag *Ökumenisches Lernen – pädagogische und theologische Aspekte einer neuen religionspädagogischen Konzeption* auf der Grundlage religionssoziologischer Analysen und (welt-)gesellschaftlicher Entwicklungen auf die „Notwendigkeit des Wachsens eines neuen, erweiterten ökumenischen Bewußtseins“ und arbeitet – indem er die Religionspädagogik auf den im Sinne eines Paradigmenwechsels notwendigen Übergang vom konfessionellen zum ökumenischen Zeitalter hinorientiert – Forderungen eines kultur- und religionenübergreifenden sowie religionenumfassenden Beziehungslernens an Begriffen und Konzeptionen des „Ökumenischen Lernens“ heraus. Das dabei zugrundegelegte Ökumeneverständnis hebt nach G. Casalis auf die Sorge um die Einheit der Welt ab und schreibt den Kirchen die universelle Aufgabe zu, sich zentral für eine die gesamte Menschheit betreffende Weltgestaltung einzusetzen. Die durch ein globales Bewußtsein und eine universale Perspektive geprägte Ökumene hebt als Inbegriff einer dynamischen Beziehungswirklichkeit nicht auf eine abstrakte Totalität („eine“ Welt, Gesamt der Menschheit, Welteinheitskirche), sondern, so K. Raiser, auf die gefährdeten Zusammenhänge und Beziehungen „zwischen Kirchen wie zwischen Kulturen, zwischen Menschen und menschlichen Gesellschaften in ihrer unendlichen Vielfalt, zwischen der Menschenwelt und der Schöpfung im ganzen“ ab.

Als eine Art Suchbewegung (vgl. E. Lange) geht „Ökumenisches Lernen“ (ÖL) weit über das bis heute im katholischen Raum bestimmende, auf die Wiederherstellung der Einheit der Kirche bezogene und streng an kirchenamtliche Vorgaben gebundene „Ökumene lernen“ hinaus und unterscheidet sich grundsätzlich von diesem. Das sich u. a. den Konzeptionen des entwicklungspolitischen Lernens, den ökumenischen und neuen sozialen Bewegungen verdankende ÖL zielt nach W. Simpfendorfer auf „das Einleben in den komplexen und widersprüchlichen Zusammenhang der Einen Welt“, auf die Verantwortung der Christen für ein globales, die „ganze bewohnte Erde“ umfassendes Zusammenleben der Menschen, wie es die entsprechende Arbeitshilfe der EKD „Ökumenisches Lernen Grundlagen und Impulse“ betont. Im ÖL geht es – mehr als nur um die Einheit von Kirche – um die Einheit der Menschheit. Es geht um Beziehung schlechthin: um Beziehung zwischen den Menschen und Kulturen, Traditionen und Glaubensweisen, Religionen und Lebensformen und damit um ein grenzüberschreitendes, handlungsorientiertes, soziales, ganzheitliches und verknüpfendes Lernen, um Dialog- und Konfliktfähigkeit, Toleranz und Sensibilität (vgl. EKD-Arbeitshilfe).

Seine theologische und ekklesiologisch-praktische Fundierung hat ÖL in der Annahme der Heilsabsicht Gottes und einem Verständnis von Kirche als Heil für die Welt. Die mit Konziliarität, Koinonia und Katholizität überschriebenen Modelle kirchlichen Zusammenlebens sind als funktional auf die Einheit der Welt bezogen zu sehen. Dabei legt eine entsprechende ökumenische Hermeneutik nahe, Einheit nicht als Einheitlichkeit, sondern als Bezogensein von

Unterschiedenen in Gemeinschaft, als Gemeinschaft von bleibend Verschiedenem, als Vielfalt und Pluralität in der Einheit zu verstehen. Kirche ist hier eine „hermeneutische Gemeinschaft“ und ihre Einheit im Sinne eines „offenen hermeneutischen Prozesses“ zu verstehen, „der auf die Sammlung und kohärente Verknüpfung der unterschiedlichen Gestaltwerdungen des Evangeliums ausgerichtet ist“ (K. Raiser). ÖL zielt damit auf die Befähigung zu Konziliarität als Weg, als ein Modell der innerkirchlichen sowie gesellschaftlichen Konfliktbewältigung. Kirche begegnet hier nicht als lehrende, sondern als Lerngemeinschaft im umfassenden ökumenischen Horizont (Lernen mit und von anderen sowie für andere), als Sakrament der Einheit, Zeichen und Werkzeug für die Einheit der Menschheit.

Globalziele der verschiedenen, interdisziplinär verankerten Konzeptionen Ökumenischen Lernens sind etwa das Erlernen des Welthorizontes (R. Koerrenz) bzw. die Befähigung zu universaler Solidarität (K. Piepel). Im Hinblick darauf arbeitet Schlüter vier zentrale Grundprinzipien des ÖL heraus. Erstens: Das Globale im Lokalen entdecken. Dies beginnt mit der ökumenischen Wahrnehmung und setzt sich in einem verknüpfenden, die Beziehungen zwischen den eigenen und fremden Lebenswelten erkennenden Lernen fort. Zweitens: Lernen in Beziehungen. Hier geht es um den Vorrang des Lernens in lebendigen Beziehungen (anstelle von Wissenslernen), um die Bedeutung von Erfahrungslernen, partizipatorischem, praktischem, befreiendem Lernen (etwa im Anschluß an Paolo Freire). Drittens: Sich selbst mit den Augen der anderen sehen. Anknüpfend an die interkulturelle Pädagogik und interreligiöses Lernen wird hier für eine ökumenisch-interkulturelle Hermeneutik und die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel als einer Grundqualifikation des ÖL votiert: für eine „Kultur der Anerkennung und des Sein-lassens des anderen in seinem Andersein“ und damit weg von einer Angleichungshermeneutik hin zu einer Anerkennungshermeneutik unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß dabei weder die eigene Identität über Bord geworfen noch hinter die Masken überholter Traditionen geflüchtet wird (W. Simpfendorfer). Verschiedenheit wird hier nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung erfahren und im Dialog eine Chance zur Identitätsfindung gesehen. Viertens: Lernen in Konflikten und solidarischer Praxis. Dies setzt voraus, daß dem Risiko des Streites nicht ausgewichen und jener Erkenntnis Rechnung getragen wird, daß nur die Bereitschaft zu Umkehr und solidarischem Handeln zur Überwindung der Konflikte beizutragen vermag.

ÖL ist damit durch einen umfassenden, den binnenkirchlichen und innerchristlichen Raum sprengenden ökumenischen Bezugsrahmen geprägt. Es ist auf die Zukunft von Kirche und Welt bezogen, auf ein Zusammenleben in einer multikulturellen, postmodernen Gesellschaft. Es zielt auf die Fähigkeit zur Pluralität, auf die Übernahme von Verantwortung in lokalen wie globalen Räumen, auf die theologisch mit dem Wirken eines lebendigen, unverfügbaren Gottes verbundene Wahrnehmung des anderen und fremden und den Dialog mit ihm. Als Unterrichtsprinzip (nicht -gegenstand) des Religionsunterrichts

verlangt ÖL eine didaktische Elementarisierung und ein neues, die interkulturellen und interreligiösen Herausforderungen annehmendes Kerncurriculum. Ein an den Forderungen des ÖL orientierter Religionsunterricht sucht weniger eine Glaubarmachung der Glaubbarkeit der prophetischen und erlösenden Botschaft Jesu über die Vermittlung von Glaubensinhalten als durch die praktische Bewährung des Beispiels Jesu am Material der ganzen Tagesordnung dieser Welt.

Mögen Bemühungen im Rahmen der kleinen (innerchristlichen) und der großen (interreligiösen, -kulturellen) Ökumene bisweilen in einem Spannungsverhältnis stehen, in einer Hinsicht teilen sie ein gemeinsames Schicksal. Ihre Vertreter beklagen es unisono. Sauer: „Die Zahl der Religionspädagogen, die sich im zwischenkirchlichen Dialog engagieren, ist an der Hand abzulesen, sie ist nicht sehr groß.“ Schlüter: „Der Kreis derer, die sich um die Entfaltung einer didaktischen Theorie des ökumenischen Lernens bemühen, ist relativ klein.“ Wie das Symposium selbst und die Diskussionen der Vorträge zeigen konnten, zieht das Engagement der wenigen seine Kreise. Unumkehrbare Entwicklungen in Gesellschaft und Kirche forcieren auf ihre Weise die ökumenische Annäherung als einen wesentlichen Beitrag zum Frieden in der Welt.

Frieden durch Vergebung

Über den spezifisch christlichen Beitrag zu einem gesellschaftlich relevanten Friedenshandeln sprach A. Rizzi in seinem Vortrag *Religiöse Erfahrung und Friedenserziehung: philosophische und theologische Überlegungen*. Im Zentrum seiner Ausführungen stand die These, daß sich die Erneuerung sozialer Beziehungen der Vergebung verdankt. In der Vergebung sieht Rizzi das Herzstück des authentisch biblischen Weges zu einem Zusammenleben, das die Bezeichnung Frieden verdient.

Seine Gedanken knüpfen an Vorgänge um die Ermordung eines hohen juristischen Beamten durch die Roten Briganden in Rom 1980 an. Vier Jahre nach der grausamen Tat haben Angehörige der Brigaden das von einem Sohn des Juristen während dessen Begräbnisfeier im Namen der Familie gemachte Angebot der Verzeihung aufgegriffen und sich in einem Brief an den Bruder des Ermordeten gewandt, in dem sie ihre Reue auf die im Akt der Verzeihung zum Ausdruck gekommene großzügige Menschlichkeit zurückführen. Daß sich dabei nur wenige nach eigenem Bekunden einer religiösen Erfahrung explizit geöffnet haben, unterstreicht nach Rizzi nur, daß ein christliches Bewußtsein auch dann anerkannt werden kann, wenn der mit ihm verbundene Glaube im einzelnen nicht geteilt wird. Am Beispiel der Terroristen und der Angehörigen des Opfers zeigt sich, daß Verzeihung nicht der Reue folgt, sondern die freiwillig gewährte Verzeihung zur Reue und damit zu einer Bewältigung der Vergangenheit im Licht der Erlösung als Möglichkeit zu persönlicher Veränderung und neuem Leben führen kann.

Die Vergebung, so legt das von Rizzi herangezogene Beispiel nahe, bricht in den Versuch ein, Gewalt dadurch ethisch zu rechtfertigen, daß sich der Mensch bestimmter Werte bemächtigt und sich zu deren ultimativen Hüter erklärt. Indem die der universalen Liebe und umfassenden Solidarität verpflichtete und in die Weltordnung eingebundene Vergebung das „gewalttätige Herz“ zum „evangelischen Herz“ umwandelt, realisiert sie ethisch die religiöse Überzeugung von der grenzenlosen Liebe Gottes. Vergebung als Ausgangsort neuer positiver menschlicher Beziehungen ist damit Grundlage einer existentiellen Wiedergeburt. Sie ist das Evangelium im Evangelium und als solches greifbar im zeichenhaften Handeln Jesu, in der Praxis seiner Tischgemeinschaften, nicht zuletzt in seinem Kreuzestod, der „Umarmung der Versöhnung“. Friedenserziehung hat diese Zusammenhänge aufzuzeigen. Indem sie auf diese Weise den Bogen transparent werden läßt, der das religiöse Moment mit seinen ethisch-politischen Auswirkungen verbindet, ist sie mehr als nur eine Teildimension der religiösen Bildung und Erziehung.

Zum Frieden erziehen

Friedenserziehung zählt zweifellos zu den Grundvoraussetzungen des Friedens und ist deshalb unverzichtbar. Ihr Hintergrund ist heute zwar einerseits ein Jahrhundert des Schreckens und der Gewalt, aber auch ein Jahrhundert der Gewaltlosigkeit, pazifistischer Strömungen und Friedensbewegungen. Vor diesen Grundannahmen beleuchtet C. Nanni in seinem Vortrag *Friedenserziehung aus religionspädagogischer Sicht* die Geschichte der Friedenserziehung, ihre gegenwärtige Situation, schließlich das Verhältnis von Religion und Erziehung und die darin begründeten religionspädagogischen Möglichkeiten in Katechese und Religionsunterricht.

Ein Blick in die Geschichte der Friedenserziehung in diesem Jahrhundert legt zahlreiche Verknüpfungen und Akzentsetzungen frei: ihre Anfänge im Zusammenhang mit der Bewegung der „neuen Schule“, ihre Verbindung mit Arbeiten von Bovet und Montessori, ihr Bezug zu Menschenrechtsfragen nach dem Zweiten Weltkrieg, Versuche ihrer wissenschaftlichen Begründung durch etwa Boulding und Galtung in den 60er Jahren, ihre inhaltliche Hinorientierung auf Gewaltlosigkeit durch Einflüsse von Lanza del Vasto, Daniello Dolci, Aldo Capitini, Gene Sharp, sodann die in ihr thematisch werdende Unterentwicklung in vielen Teilen dieser Erde und ihr Interesse an Fragen der interkulturellen Begegnung, schließlich – in den 80er Jahren – Ansätze schulischer Realisierungen.

Ungeachtet der damit skizzierten lebendigen Vernetzung von Friedensfragen und -engagements muß allerdings ernüchternd festgestellt werden, daß paradoxerweise „die Begründungen für den Frieden und die Gewaltlosigkeit heute vielleicht weniger verständlich sind als in den 50er Jahren im Klima des Kalten Krieges“, daß „wir in letzter Zeit eine gewisse Abkühlung der Sehnsucht nach Frieden und der Friedenserziehung erleben“ und unter Jugendlichen und Erwachsenen „nicht viel Begeisterung für die pazifistischen und gewaltfreien

Ideale“, sondern „vielmehr eine Art allgemeiner Müdigkeit (oder sogar ein Verdacht oder eine Art Mißvergnügen) gegenüber politischer Tätigkeit (vor allem mit hohem idealen Anspruch) in Staat und Kirche“ zu verzeichnen ist. Gründe dafür können in einem relativen Wohlstand und Konsumismus gesehen werden, in einem Mangel an unmittelbarer Betroffenheit, in der aktuellen kulturellen Entwicklung, im Vorrang subjektiver, partikularistischer Ansprüche vor sozialen Aufgaben, ein dementsprechendes Konkurrenz- und Ausgrenzungsverhalten und nicht zuletzt einer Ernüchterung im Urteil über die Funktionstüchtigkeit internationaler Organe.

Nicht ohne die Bedeutungsambivalenz von Religion und damit das mit Religion verbundene Elend zu leugnen, sieht Nanni die Chance der Religion, die Beziehung zu einem Transzendenten aufzuzeigen und in diesem Licht die Beziehungen zur Natur und zu den Mitmenschen neu zu sehen und zu gestalten. In diesem Zusammenhang unterstreicht er das humane Antlitz der Religion, hier am Beispiel ihrer kritisch-prophetischen Funktion für die Kultur der Völker, und formuliert von daher die Forderung, zu einer Mentalität und Kultur der Gewaltlosigkeit zu erziehen, d. h. im Sinne von „educere“ das Positive herauszuziehen und von „educare“ reifen lassen, was keimhaft da ist, wachsen lassen, was klein ist. Damit liegt nahe, daß eine Erziehung zur Bildung einer friedfertigen Persönlichkeit bei der Stärkung der persönlichen Struktur im Hinblick auf Frieden ansetzt und dabei „voll Vertrauen auf die guten Anlagen, die jeder Mensch als ‚wesensmäßige Begabung‘ mitbringt“, setzt. Als Grundlage des Einsatzes für das Gute sieht Nanni den Glauben an das Leben und an die Menschlichkeit, kurz: an den Gott des Lebens. Von daher unterstützt die FE ein Bündel von Grundhaltungen, die u. a. im klaren Bewußtsein der eigenen Möglichkeiten, dem Einsatz für Gewissensentscheidungen, dem Dialog, persönlicher Verhaltensqualitäten, der Wertschätzung von Innerlichkeit wie der Offenheit für Beziehungen, Opfergeist, Kooperationsfähigkeit u. v. a. m. zu sehen sind.

Von der Katechese und dem Religionsunterricht erwartet Nanni, daß sie mit dem Verweis auf Transzendenz gegen kulturelle Idole wirken und so auf eine ökumenische Friedensethik hinarbeiten, auf Achtung der Verschiedenheiten, auf Freiwilligenaktionen und Zivildienst zugunsten einer Friedenskultur usw. Im Anschluß an Johannes Paul II., der 1990 in Neapel forderte, daß die Hoffnung „organisiert“ werden müsse, verlangt Nanni, daß der Glaube inkarniert und die Liebe praktiziert werden müsse, und sieht darin einen Weg, Gottesbeziehung und Brüderlichkeit miteinander in Verbindung zu bringen. Von den Kirchen erwartet er die Verwirklichung der Menschenrechte in ihrem eigenen Handeln, die Ausbildung von friedfertigen, gewaltfreien Beziehungen untereinander, Dialogfähigkeit und einen ökumenischen Geist bei den Lösungsversuchen unumgänglicher Konflikte. Zwar weiß auch Nanni, daß die Parteinahme für aktive Gewaltfreiheit unter den Gläubigen immer zu diskutieren sei. Jenseits aller Meinungsverschiedenheit muß seiner Ansicht nach aber anerkannt werden, daß Pazifismus und Gewaltlosigkeit eine „Utopie“

darstellen, „die Verhaltensweisen von hoher menschlicher und erzieherischer Qualität (bei Einzelnen und bei Gruppen, bei kirchlichen und bürgerlichen Gremien) freisetzt“.

Ergebnisse der Arbeitskreise – weiterführende Fragestellungen

Eine Themenstellung, wie sie dem Symposium vorgegeben war, kann ihres Umfangs und ihrer Komplexität wegen nur eingeschränkt behandelt werden. Für spezielle Akzentsetzungen in den Arbeitsgruppen und Plenumsdiskussionen sorgten deshalb nicht nur die Referenten, sondern auch die Teilnehmer/-innen. Durch die Vorträge waren bereits zwei breite, ineinander verschlungene Problemfelder abgesteckt: das der Ökumene und das der Friedenserziehung. Die darauf bezogenen Diskussionen richteten sich vornehmlich auf Begriffsklärungen, gesellschaftliche, kirchliche und theologische Voraussetzungen sowie vor allem Fragen der Realisierbarkeit. Kein Zweifel bestand darin, daß das Thema notwendig sei und seine Herausforderung angenommen werden müsse.

Inhaltlich drängten neben den Vorträgen zahlreiche Diskussionsbeiträge auf konfessionelle und religiöse Auseinandersetzungen auf der Basis eines Dialogs, der die Notwendigkeit einer je eigenen Identität voraussetzt. In diesem Dialog scheint sich die jüngere Generation im Vergleich mit der älteren weitaus unbeschwerter zu bewegen. Es sind aber nicht nur die Jugendlichen, die den traditionellen Ökumenismusbegriff von seiner interkonfessionellen Bedeutung gelöst und auf eine interreligiöse Dimension hin erweitert haben. Auch andere können, so wurde festgestellt, den konfessionell eingeschränkten Ökumenismusbegriff nicht mehr akzeptieren. Daneben hebt die theologische Reflexion, indem sie sich auf den religiösen Pluralismus bezieht, darauf ab, daß kirchliche Identität nicht nur mit der Ebene des Intra-Christlichen verbunden ist, sondern einen „ökumenischen“ Bezug zu den großen Religionen aufweist. Hinzu kommt die Wiederentdeckung der Mystiker, die in gewisser Weise das Geheimnis Gottes der Enge des Monopols einer bestimmten Religion entziehen und dadurch ein ökumenisches Verständnis der religiösen Beziehung und der menschlichen Werte begünstigen. Ähnlich könnte auch der „Reich Gottes“-Ansatz wirken. Begründet sich doch von ihm her eine dynamische Konzeption von Identität unter pluralistischen Rahmenbedingungen und ein Ekklesiologieverständnis, das von statischen und fixen Strukturen absieht und dadurch Voraussetzungen für einen friedlichen und offenen Umgang mit Andersdenkenden schafft. In diesem Zusammenhang ist auch der Wahrheitsbegriff neu zu überdenken und zu sehen, daß im Gegensatz zur Korrespondenztheorie, die auf statischen Größen beruht, die Konsensustheorie (vgl. Habermas) eine adäquatere Ausgangsbasis für die Begegnung mit Fremden bietet. Da alle, die eine Botschaft transportieren wollen, als eine Art „Überzeugungstäter“ charakterisiert werden können und insofern Gemeinsamkeiten mit den erwähnten Terroristen aufweisen, sind kritische Anfragen

nicht nur hinsichtlich der beabsichtigten Wirkung, sondern auch und insbesondere nach den Mitteln zu stellen.

Mit welchen Schwierigkeiten, mit welchen Chancen und Grenzen der ökumenische (interkonfessionelle) Dialog vor Ort im Einzelnen rechnen muß, wurde an den Beispielen Bosnien (Identität vornehmlich konfessionell bestimmt), Ukraine (praktisch eher möglich als theologisch), Rumänien (geschichtlich bedingte Ressentiments) und Indien (Interesse am Gespräch sowohl auf katholischer als auch hinduistischer Seite) deutlich, über die Teilnehmer/-innen des Symposions aufgrund ihrer Erfahrungen vor Ort informierten. Für den bundesrepublikanischen Raum gilt, daß Ökumenisches Lernen bislang überwiegend im Raum der evangelischen Kirchen entwickelt wurde und wird. Vergleichbaren Ansätzen im katholischen Bereich steht gegenwärtig die Erklärung der Deutschen Bischöfe zur Konfessionalität des Religionsunterrichts entgegen. Begrifflich unterscheidet sich ökumenisches Lernen von einem pluralistischen dadurch, daß es auf Einheit abzielt, während jenes die Vielheit im Blick hat; im Gegensatz zu „interkulturellem“ und „interreligiösem“ Lernen stellt „ökumenisches“ Lernen stärker auf eine theologische Begründung ab.

Wie der Ökumenismusbegriff so kann auch der für die Friedenserziehung zentrale Begriff der Vergebung nicht nur seinem spezifisch christlichen Gehalt nach, sondern auch in einem überkonfessionellen und überkirchlichen Horizont verstanden werden. Da sie das gewalttätige Herz in ein evangelisches zu verwandeln und so den Status quo feindlicher Beziehungen zu erschüttern vermag, ist unter Vergebung ein umstürzendes (revolutionäres) Ereignis zu sehen, wenngleich kein unfehlbares. So sind Situationen denkbar, die es schwer machen, Vergebung zu verlangen (z. B. in Bereichen der Sexualität). Will darüber hinaus Vergebung im einzelnen Fall nicht zur Komplizin des Bösen werden, darf sie der Klärung von Ungerechtigkeit und Verantwortlichkeit nicht im Wege stehen. Vergebung kann weniger als Belohnung verstanden werden (ich vergebe dir, weil du es von mir erbittest), sondern als liebende Sorge (ich biete dir Vergebung an, weil du so viel wert bist); dadurch kann in der Vergebung eine radikale Umkehrung des Prinzips der Gewalt gesehen werden.

Bei der Suche nach Wegen zur Realisierung von Gerechtigkeit und Frieden müßten die Religionen verstärkt das eigene Potential ihrer Tradition (Kreatürlichkeit, universale Geschwisterlichkeit u. a.) schöpferisch umsetzen. Dabei darf die konkrete Situation vor Ort mit allen Aspekten der Aggression und Gewalt nicht idealistisch aus den Augen verloren werden. Eine Erziehung zu Frieden und Gerechtigkeit kann nicht auf der Grundlage einer einmaligen Thematisierung erreicht werden, sie ist wesentlich geprägt vom ganzen Erziehungsstil und der Persönlichkeit der Lehrenden. Ferment im Sauerteig des Friedenslernens sind Erfahrungen in kleinen Gruppen, fächerübergreifender Unterricht und eine durch Empathie bestimmte Atmosphäre. Nicht zu verkennen ist allerdings, daß mit den Themen des Konziliaren Prozesses auch

strukturelle Fragen verbunden sind: daß etwa einem konsequenten Friedenshandeln aggressive Strukturen entgegenstehen.

Daß die in der Vergangenheit relativ statischen und homogenen Größen „Schüler“, „Theologie“ und „Religion“ in der Moderne in einen Dynamisierungsprozeß eingetreten sind, verhindert zwar einerseits Fixierungen, trägt andererseits aber auch dazu bei, daß Verständigung und Handeln erschwert werden. Für den Religionsunterricht ist deshalb dringend eine Erweiterung seiner Lernziele ins Auge zu fassen. Diese hätte eine Beteiligung an den Zukunftsaufgaben der „einen“ Welt im Konzert der Weltreligionen zu berücksichtigen. In der unterrichtlichen Praxis müßten verstärkt Primärerfahrungen der Schüler/-innen in Familie, Schule und ihrer gesamten Lebenswelt aufgegriffen, außerdem nach Möglichkeiten gesucht werden, nicht nur an vorausgegangenen Erfahrungen anzuknüpfen, sondern auch neue, bisher vernachlässigte Erfahrungen zu machen (Stilleübungen, Konfliktlösungsmodelle, wechselseitige Hilfe u. a.). In der Praxis wird Friedenspädagogik vor allem bei gelingendem Friedenshandeln anzusetzen haben. Nicht zuletzt bedürfen die Initiativen und Dokumente des Konziliaren Prozesses einer fundierten Darlegung, der ganz konkreten, praktischen Vermittlung. Dabei sind theologische Ansätze der Friedenspädagogik deutlich zu machen bzw. verstärkt herauszuarbeiten.